

Die systemische Bewegung als lernendes System¹

(Erstveröffentlichung 2003 in *systeme* 17(2), S. 115-129)

Im gesellschaftstheoretischen Diskurs hat sich längst die Erkenntnis durchgesetzt, dass sich in den vergangenen drei Jahrzehnten ein grundlegender Wandel von der Produktionsgesellschaft zur Informationsgesellschaft vollzogen hat (vgl. Castells 2001). Vor diesem Hintergrund gewinnt die Beschreibung von Organisationen als lernende Systeme – und damit als Wissenserzeuger – an Bedeutung, eine Perspektive, mit der gerade systemisch orientierte Theoretiker und Praktiker keine Schwierigkeiten haben dürften. Doch welche Möglichkeiten und Erfahrungen haben wir, uns selbst als lernende Systeme zu beschreiben? Was geschieht, wenn wir uns selbst als Beobachter beobachten, unsere eigenen Lernprozesse reflektieren und damit wieder neues Wissen hervorbringen? Mein Beitrag zum zehnjährigen Jubiläum der Systemischen Gesellschaft² ist als Einladung zu einem solchen Perspektivenwechsel gedacht.

Die Tatsache eines Jubiläums bietet ja nicht nur Grund zum Feiern, sondern auch einen Anlass zur Selbstbetrachtung, unter den Aspekten einer Rückschau auf vergangene Entwicklungsprozesse, einer aktuellen Standortbestimmung, aber auch eines Ausblicks in die Zukunft. Es geht dabei – explizit oder implizit – um die kritische Würdigung vergangener und gegenwärtiger Lernprozesse im systemischen Feld – und um die Frage, wie die spezifischen Ressourcen der systemischen Theorie und Praxis für eine solche Betrachtungsweise nutzbar gemacht werden können.

Trotz des aktuellen Anlasses habe ich darauf verzichtet, in meinem Beitrag auf die Systemische Gesellschaft als lernende Organisation einzugehen. Auch wenn ich dazu wahrscheinlich einiges besteuern könnte, habe ich als von Anfang an beteiligter Akteur gar nicht die dafür erforderliche Distanz. Ich habe mich daher für eine etwas allgemeinere Perspektive entschieden und die „systemische Bewegung“ als Ausgangspunkt genommen, die natürlich auch die Systemische Gesellschaft als Verband umfasst.

Die Systemische Bewegung

Mit dieser Entscheidung handle ich mir sogleich ein Definitionsproblem in Bezug auf die Frage ein, was denn die systemische Bewegung überhaupt ist. Jeder Beobachter würde wahrscheinlich andere Einschließungen und Ausschließungen vornehmen – so dass das beschriebene Feld je nach Standort eine unterschiedliche Ausdehnung annehmen dürfte. Es handelt sich also zunächst einmal um einen eher diffusen und emotionalen Begriff.

Wenn wir von einer lernenden Organisation sprechen, sehen wir diese ja als einen Akteur von Handlungen und Entscheidungen, der über gewisse Steuerungsmöglichkeiten verfügt: in diesem Kontext erscheint das Lernen der Organisation als in Grenzen steuerbarer Prozess, auf dessen optimale Gestaltung im Interesse des Systems es ankommt. Es leuchtet ein, dass die systemische Bewegung in diesem Sinne kein Akteur ist, wenngleich sie als Netzwerk von Theoretikern und pro-

1 Leicht überarbeitete Schriftfassung eines Vortrages vom 24.5.2003 auf der Jahrestagung der Systemischen Gesellschaft 2003 in Köln zum Thema „Wie lernen Organisationen“. Ich danke Wolfgang Loth für seine gründlichen editorischen Bemerkungen

2 Einige Bemerkungen über die Geschichte und die aktuelle politische Situation familientherapeutischer und systemischer Verbände beziehen sich zwar konkret auf die Erfahrungen in Deutschland, die inhaltlichen Perspektiven dieses Textes beziehen sich aber auf Phänomene, die unabhängig von Landesgrenzen zu beobachten sind.

professionellen Praktikern, die ja ihrerseits als Akteure gedacht werden können, durchaus im gesellschaftlichen Kontext Akteursqualitäten annehmen kann, sozusagen als Meta-Akteur. Das wird hoffentlich im weiteren Verlauf noch deutlich werden.

Sicher lässt sich die systemische Bewegung als ein sozialer Kontext fassen, in dem vieles gelernt, viel Wissen produziert und vieles weiter gegeben wurde und wird. Von daher kann man durchaus von so etwas wie einer Identität der systemischen Bewegung reden, die – ohne zentrale Koordination – aus gemeinsamen Lernerfahrungen und geteilten Wissensbeständen resultiert und sich im Laufe zahlreicher, lokaler Lernprozesse verändert hat und immer noch verändert.

„Das Konzept des Lernens setzt das Konzept des Wissens wie das der Zeit voraus – so wie das Konzept der Bewegung die Konzepte der Position im Raum und in der Zeit voraussetzt. Mit Lernen wird also die Veränderung, das unterschiedliche Verhalten eines Systems zu unterschiedlichen Beobachtungszeitpunkten erklärt, wobei stillschweigend vorausgesetzt wird, dass dieses Verhalten zu beiden Zeitpunkten vom jeweiligen Wissen oder Nicht-Wissen abhängt“ (Simon 1997, S. 334). Die systemische Bewegung als lernendes System zu verstehen, beruht also auf der Annahme, dass heute sowohl anderes gelernt als auch anders gelernt wird als zu früheren Zeiten. In diesem Zusammenhang könnte auch die Frage interessant sein, was wir denn in Zukunft lernen wollen oder glauben, noch lernen zu müssen. Darum soll es unter anderem auch in diesem Text gehen.

Bevor ich im Einzelnen auf Lernprozesse und verschiedene, für uns relevante Wissensbereiche eingehe, möchte ich noch eine Anmerkung zum Begriff der systemischen Bewegung machen. Dieser hat ja nicht nur eine gewisse Unschärfe, die ihn als Sammelbegriff geeignet macht, sondern er ist auch noch mit weiteren Konnotationen behaftet. In der Soziologie werden mit diesem Begriff in der Regel soziale Bewegungen bezeichnet, die als gesellschaftliche Meta-Akteure bestimmte Anliegen in Bezug auf die Herbeiführung, Verhinderung oder Rückgängigmachung von sozialem Wandel verfolgen, die also ein gewisses Protestpotential aktivieren. Typische Beispiele für soziale Bewegungen, die regelmäßig mit einem hohen moralischen Anspruch des zugrunde liegenden Protestes einher gehen, sind die Frauenbewegung sowie die Friedens- und Ökologiebewegung, soziale Bewegungen in kleinerem Maßstab sind beispielsweise die Kinderschutz-, Sozialpsychiatrie- und Selbsthilfebewegung. „Soziale Bewegungen gelten seit den achtziger Jahren als **die** typischen Problematisierer“ (Schetsche 1996, S. 47). Das Charakteristische an diesen Bewegungen ist, dass sie einen nur geringen formalen Zusammenhang haben und suchen, der auch keine hohe Rollenspezifizierung bei den Funktionsträgern erfordert, dass sie variable Organisations- und Aktionsformen bevorzugen, gleichzeitig aber eine hohe symbolische Integration aufweisen, die über gemeinsame Grundhaltungen und Werte hergestellt wird (Raschke 1988, S. 77).

Nun lässt sich die systemische Bewegung sicher nicht als soziale Protestbewegung in diesem Sinne verstehen. Ihr Moralisierungskapital ist vergleichsweise klein und sie hat keine primär politische Identität, auch wenn sie durchaus Konzepte zum Verständnis und zur Lösung sozialer und gesellschaftlicher Probleme im Angebot hat. Dennoch gibt es eine Reihe von Ähnlichkeiten, vor allem wenn man die Anfänge der systemischen Bewegung, besonders die ihres „Mutterschiffes“, der Familientherapie, betrachtet. Diese Ähnlichkeiten ergeben sich nicht nur aus der Tatsache, dass viele ihrer Akteure gleichzeitig auch in anderen sozialen Bewegungen aktiv waren oder immer noch sind, das gilt wahrscheinlich für Angehörige anderer therapeutischer Schulen in ähnlichem Maße – schließlich lassen sich Therapeuten als Beobachter von Problemen ohnehin eher den gesellschaftlichen Problematisierern zurechnen. In Analogie zu gesellschaftlichen Auseinandersetzungen lässt sich auch für die Familientherapie und die Systemische Therapie sagen, dass sie im professionellen Feld der Psychotherapie als Problematisierer und „Revolutionäre“, eben durchaus als soziale Bewegung mit einem bestimmten Missionseifer aufgetreten sind und dabei eine Außenseiterposition einnahmen, die in manchen Hinsichten auch heute noch nicht überwunden ist. Weitere Gemeinsamkeiten liegen in einer gewissen ideologische Uneinheitlichkeit sowie im anfänglichen Selbsthilfecharakter der Bewegung – der von einigen Protagonisten übrigens damals mit bewusst anti-professioneller Attitüde betrieben wurde und sich in der Entwicklung charakteristischer Kommunikationsstrukturen und Umgangsformen widerspiegelte, die zunächst stark auf

Gleichheit und dem Verzicht auf Binnendifferenzierung und hierarchische Gliederung ausgerichtet waren. Wer dabei war, kann sich daran erinnern, wie stark die Deutsche Arbeitsgemeinschaft für Familientherapie (DAF) als erste Organisationsgründung im entstehenden Feld von der Selbsthilfeideologie durchdrungen war, und zu welchen Konflikten dies in der weiteren Entwicklung der systemischen Bewegung führte.

Insofern lässt sich auch auf den Beginn der systemischen Bewegung übertragen, was Edward Tiryakian, ein Wissenschaftssoziologie, über den Entstehungsprozess soziologischer Schulen bemerkt hat. Ich zitiere: „Zumindest im Entstehungsstadium ist die Schule einer religiösen Gemeinschaft, einer Sekte oder einer Bruderschaft vergleichbar. Sie versieht ihre Mitglieder gewöhnlich mit einem intellektuellen Missionswillen. Sie werden von einem Geflecht von Ideen, Techniken und normativen Dispositionen zusammengehalten, die (von Gründern) festgelegt werden und die am Beginn der Schulbildung nicht mit den allgemein in der Profession herrschenden Ansichten in Einklang stehen. Die Schule mag das stillschweigende Gefühl haben, der Profession die Rettung zu bringen, mit anderen Worten, sie aus einem Zustand von Stagnation und/oder Niedergang zu erlösen; die Schule versucht, der Profession ‚neue Kleider zu verpassen‘, sie zu modernisieren, zu erneuern, ihr einen neuen Anfang zu ermöglichen. Die Schule kann von der wissenschaftlichen Gemeinschaft als ganzer von oben herab angesehen, ignoriert und als unwissenschaftlich zurückgewiesen werden (was nicht mehr zu bedeuten braucht, als nicht das zu tun, wovon die Mehrheit der Mitglieder der Profession glaubt, dass es die Aktivitäten der Wissenschaftler auf diesem Gebiet ausmachen sollte). In ihren Anfängen wird der Schule der Zutritt zum Tempel verweigert; ihre Äußerungen und Produkte werden von den offiziellen Organen der Profession ferngehalten, wodurch die Schule dazu gebracht wird, nach eigenen Organen zur öffentlichen Verbreitung ihrer Ideen Ausschau zu halten“ (Tiryakian 1981, S. 40f).

Die systemische Bewegung ist insofern mehr als eine wissenschaftliche Schule im zitierten Sinne, weil sie vor allem im außeruniversitären Bereich reüssiert hat, dennoch sind die Parallelen zur Herausbildung einer Schule unverkennbar. Leider ist der systemimmanente Erfolg, den man am ehesten an der Besetzung von Lehrstühlen, Akquisition von Forschungsgeldern und Anerkennung der Systemischen Therapie als Richtlinienverfahren festmachen könnte, trotz aller Erneuerungspotentiale bislang weit gehend ausgeblieben. Dennoch ist die Ausstrahlung und Popularität systemischen Denkens und Handelns in vielen gesellschaftlichen Bereichen enorm. Vielleicht kann man gerade deshalb nach wie vor von einer systemischen Bewegung sprechen. Auch ohne die genannten Positionsgewinne lassen sich die vergangenen gut 20 Jahre als Zeit der zunehmenden Institutionalisierung und Professionalisierung der systemischen Bewegung beschreiben: weniger als ein „Marsch durch die Institutionen“, sondern vielmehr die Schaffung eigener Netzwerke und Arbeitszusammenhänge. In erster Linie ist hier natürlich die Gründung sehr vieler Ausbildungsinstitute auf privatwirtschaftlicher bzw. Vereinsbasis zu nennen, von Verbänden und Fachzeitschriften, nicht zuletzt die Gründung der systemischen Gesellschaft. Diese Strategie war im Großen und Ganzen sehr erfolgreich, allein schon deshalb, weil mittlerweile einige Tausend Kolleginnen und Kollegen eine systemische Weiterbildung erhalten haben dürften.

Immerhin lässt sich auch ein erheblicher Import systemischen Denkens in die Mainstream-Wissenschaften und Mainstream-Anwendungen belegen, ohne dass die Protagonisten dieses Denkens bislang mit einem entsprechenden Mainstream-Status ausgestattet worden wären. Offenbar hat der Systembegriff eine Ausstrahlung, die weit über den Handlungsbereich der systemischen Bewegung hinaus wirksam ist. Wie Karl-Otto Hondrich im Zusammenhang mit dem Diskurs über Individualisierung der Gesellschaft feststellte, werden überhaupt nur Begriffe mit einer Erlösungskomponente wirklich populär und damit verallgemeinerungsfähig (Hondrich 1998). Sie müssen für unterschiedliche theoretische und praktische Bedürfnisse anschlussfähig sein und gleichzeitig die Möglichkeit eines grundlegenden Wandels und neuer Sinnstiftung verheißen, um massenwirksam zu werden zu können. Und wenn man das semantische Feld um die Begriffe systemischen Denkens und Handelns genauer betrachtet, kommt man nicht umhin, auch hier eine solche Erlösungskomponente wahrzunehmen.

Wahrscheinlich ist es genau aus diesem Grund auch für die Hellinger-Bewegung so attraktiv, sich mit dem systemischen Nimbus zu schmücken, auf den sie doch überhaupt nicht angewiesen ist, jedenfalls sicher nicht aus epistemologischen Gründen. Aber auch der Begriff der Familientherapie hatte eine solche Erlösungskomponente, zumal das Konzept in einer Zeit populär wurde, in der der so genannte Generationenkonflikt noch keineswegs ad Acta gelegt war³. Vielleicht ließe sich auch der allseits bekannte Konflikt zwischen Horst-Eberhard Richter und Helm Stierlin vor diesem Hintergrund einordnen: Richters bereits etablierte Reputation als Begründer der Familientherapie stand ja durchaus in Konkurrenz zur aufkommenden systemischen Therapie, als deren Gründervater hierzulande eindeutig Helm Stierlin gilt (vgl. auch Reiter 1988).

Das Charisma des Systemischen ist nach wie vor ein großes Potential der systemischen Bewegung, gleichzeitig liegt aber auch eine Gefahr darin – die Gefahr, dass sich das zugrunde liegende Konzept aus seinen inhaltlichen, sozialen und historischen Kontexten herauslöst und zum reinen Begriff verselbstständigt, quasi ontologisiert. In diesem Falle würde systemisches Wissen kanonisiert, zum Dogma erhoben und damit entlebendigt, ganz im Gegensatz zum Kernparadigma des systemischen Ansatzes, das auf die Relativität und Relationalität jeglichen Wissens abzielt, dementsprechend auch die eigenen Konstrukte immer wieder neu überprüfen muss. Womit wir wieder beim Lernen angekommen wären.

Systemische Theorie als Wissenstheorie

KONSTRUKTIVISMUS, SELBSTREFERENTIALITÄT UND ANDERE LEITKONZEPTE

Eines der theoretischen Konzepte, die sicherlich im Zentrum der systemischen Identität stehen, so wie sie sich heute versteht, ist der Konstruktivismus. Ihm zufolge spiegelt unser Wissen von der Welt keine objektiven Merkmale einer von uns unabhängig existierenden Realität wider, sondern bringt die Wirklichkeit jeweils in Abhängigkeit von unseren eigenen organischen, psychischen und sozialen Strukturen als individuelle und kollektive Beobachter erst hervor. Wissen lässt sich vor diesem Hintergrund also nicht mehr als Ansammlung objektiver Erkenntnisse mit Anspruch auf Wahrheit verstehen, sondern nur noch als biologisch wie sozial strukturiertes Repertoire von Handlungsorientierungen und Erwartungen, die es unterschiedlichen Akteuren erlauben, die Konstruktionen ihrer Wirklichkeit zu stabilisieren.

Der Konstruktivismus lässt sich also in diesem Sinne auch als eine Theorie des Wissens und des Lernens darstellen. Damit meine ich allerdings nicht ausschließlich kognitive, dem Bewusstsein zugängliche Prozesse, die etwa stattfinden, wenn wir ein Buch lesen oder einen Vortrag hören.

Lernprozesse lassen sich in diesem Zusammenhang ganz allgemein am besten als Veränderung von Wissensbeständen in der Interaktion mit einer gegebenen Umwelt in einem bestimmten Zeitraum darstellen. Unterschiedlich lange Zeiträume spielen dabei offenbar eine große Rolle für die Differenzierung der verschiedensten Lernvorgänge bei Systemen in gegebenen Umwelten. So können wir z.B. die Veränderungen des genetischen Codes als evolutiven Wissensspeicher als einen Lernprozess in zeitlichen Dimensionen konstruieren, die grundsätzlich jenseits der Lebensdauer etwa von lernenden Organismen liegen. Evolutionsprozesse, Lebensläufe, Studiengänge, Weiterbildungskurse, Erfahrungs-Episoden, einzelne Wahrnehmungen bringen jeweils unterschiedliches Wissen hervor und greifen auf unterschiedliches Wissen zurück, die eben solche unterschiedliche Lernmechanismen erfordern. Damit eine biologische Art ihr Überlebenswissen erzeugen kann, müssen viele Generationen sterben. Um aus der eigenen Vergangenheit als individu-

3 Kein Wunder, dass Konzepte des Mehrgenerationenausgleichs gerade damals in der familientherapeutischen Diskussion eine zentrale Rolle spielten, während es heute in Praxis häufiger darum geht, mit Eltern zu überlegen, ob es sinnvoll ist, mit ihren Kindern um die jugendkulturelle Dominanz zu wetteifern.

eller oder kollektiver Akteur (Individuum bzw. wissenschaftliche oder psychotherapeutische Schule) lernen zu können, muss sie erst einmal ausreichend lange vergangen sein. Was im Weiterbildungskurs gelernt wird und u.U. ein Evidenzerlebnis auslöst, wird im eigenen Arbeitsalltag abgeschliffen, vergessen oder auf eine sehr persönliche Weise umgeformt – rekonstruiert, dekonstruiert und mit anderen Wissensbeständen verschmolzen. Was die systemische Bewegung als lernendes System an Wissen hervorbringt, lässt sich daher am allerwenigsten als Lehrbuchwissen verstehen – wengleich auch Lehrbücher einen wichtigen Stellenwert im Institutionalisierungsprozess einer wissenschaftlichen Schule einnehmen.

Neben der Konstruktivität und damit Relativität jedes Wissens besteht eine weitere Grundeinsicht der systemischen Theorie darin, dass alle autopoietischen Systeme (Organismen, Individuen und Soziale Systeme) selbstreferentiell operieren, d.h. das eigene Systemverhalten zum Ausgangspunkt für nachfolgende Verhaltensselektionen machen, damit laufend auf die eigene Geschichte Bezug nehmen und genau aus diesem Grund nicht von außen determinierbar sind. Das gilt natürlich genauso für die Operationen jedes Beobachters, der aus diesem Grund keine Beschreibungen einer Wirklichkeit verfertigen kann, die unabhängig von seinem eigenen Systemverhalten Gültigkeit beanspruchen könnte.

Das Ergebnis von Beobachtungen sind immer beobachterabhängige Konstruktionen, das gilt grundsätzlich auch für den Prozess der Selbstbeobachtung. So weit, so bekannt.

Ich möchte behaupten, dass die erkenntnistheoretischen Implikationen des Konstruktivismus weitgehend ausdiskutiert sind. Die Konstruktivität der Erkenntnis ist keine Neuigkeit mehr, was auch daran zu erkennen ist, dass dem Konstruktivismus und seinen Gründungsvätern mittlerweile in Hunderten von Büchern und Aufsätzen auf eine Weise Referenz erwiesen wird, wie man das aus der psychoanalytischen Literatur in Bezug auf den Gründervater Sigmund Freud kannte und immer noch kennt. Es handelt sich dabei in den meisten Fällen aber mehr um eine rituelle Verbeugung – die natürlich im wissenschaftlichen Diskurs ihre Notwendigkeit hat – als um einen kreativen Akt, mehr um die Rückversicherung innerhalb eines bestimmten diskursiven Kontextes als um die Schaffung einer Startrampe für neue Konstrukte.

Eine konstruktivistische Theorie und Praxis müsste aber von ihrem Anspruch her in der Lage sein, über die Postulierung von Meta-Botschaften hinaus sich selbst zu beobachten, die Entwicklung eigener Positionen zu rekonstruieren und diese wiederum zu dekonstruieren, und damit gewissermaßen aus dem eigenen Theorie-Kapital Funken zu schlagen. Das hätte zur Voraussetzung, dass das theoretische Rüstzeug des Konstruktivismus aber nicht nur genutzt wird, seine eigene erkenntnistheoretische Ausgangslage immer neu zu formulieren, sondern auch dafür, empirische Zugänge zur Rekonstruktion der eigenen Wirklichkeitskonstruktionen zu eröffnen, die sich selbst ihrer Konstruktivität bewusst sind.

Die Kybernetik 2. Ordnung ist aufgrund ihrer Abstraktionslage immer in der Gefahr, in der von ihr konstruierten Endlosschleife von Beobachtern, die Beobachter beobachten, die Beobachter beobachten usw., verloren zu gehen. Dies liegt aus meiner Sicht daran, dass sie oftmals nicht als Ergänzung, komplementäre Perspektive oder als notwendiger Rahmen für kybernetische Konzepte erster Ordnung angesehen wird, sondern als deren Ablösung, Fortentwicklung oder gar Alternative. Eine solche Betrachtungsweise führt im ungünstigen Fall zu einer Verarmung systemischer Theoriebildung, die dann im Abstrakten verbleibt. Zwischen den Metakzepten einerseits und der kreativen Entwicklung von Techniken und Methoden andererseits, die die systemische Praxis bekannt und populär gemacht haben, besteht eine Lücke, in der es zu wenige Theorien mittlerer Reichweite gibt, welche in der Lage wären, etwas praktischere und erfahrungsnähere Problemstellungen auch theoretisch zu bearbeiten. Es ist sicher kein Zufall, dass in den letzten Jahren das Interesse innerhalb der systemischen Bewegung an solchen Theorien stark zugenommen hat, etwa an Affekt- und Bindungstheorie, an der Metaphertheorie, den Sprach- und Neurowissenschaften u.a., die ihren Ausgangspunkt sämtlich nicht in der Epistemologie, sondern in empirischen Fragestellungen haben.

THEORIEWISSEN, PRAXISWISSEN, POSITIONSWISSEN

Vor diesem Hintergrund sollte die systemische Bewegung als lernendes System die Selbstbeobachtung wieder mehr als empirisches und weniger als epistemologisches Problem angehen. Wir könnten also die Frage stellen, was die systemische Bewegung über sich selbst lernen kann, was wir als systemische Beobachter über uns selbst herausfinden können. Was passiert, wenn wir versuchen, uns sozusagen beim Konstruieren unserer Wirklichkeit zuzuschauen? Selbstredend unter der Voraussetzung, dass auch diese Beobachtungen wiederum nur subjektabhängige Konstruktionen sein können? Worin besteht überhaupt das Wissen, das uns zur Verfügung steht? Wie ist es entstanden? Mit welchen Wissensarten sollten wir uns selbstreflexiv beschäftigen? Was wird eingeschlossen, was verbleibt außerhalb unserer selbst getroffenen theoretischen und praktischen Entscheidungen?

Geht man von einem klassischen Wissensbegriff aus, kommt natürlich als Erstes das Theoriewissen in den Blick, das sich in den vergangenen Jahrzehnten zu einem kaum noch überschaubaren Berg an Publikationen aufgehäuft hat, der auch in Zukunft sicher nicht kleiner wird, zumal das Internet als neu hinzugekommener Wissensspeicher nicht nur die Materialfülle, sondern vor allen Dingen die Zugriffsmöglichkeiten auf das Wissensmaterial enorm gesteigert hat.

Neben diesem expliziten und in externen Speichern aufbewahrten Begriffs- und Theoriewissen existieren aber noch andere Wissensarten, die bei der Rekonstruktion von Lernprozessen in unserem Kontext eine große Rolle spielen. Ich denke dabei in erster Linie an das personenbezogene Erfahrungs- bzw. Praxiswissen, das zum großen Teil nur implizit, d.h. körpergebunden existiert und wohl auch nur zum Teil überhaupt sprachlich expliziert werden kann. Wissensvermittlung in diesem Bereich vollzieht sich – wie wir als in der Weiterbildung von Praktikern Tätige aus eigener Anschauung wissen – zum guten Teil über Vormachen und Nachmachen, d.h. mimetisch, oder aber durch das Erzählen von Geschichten, also narrativ, selbst wenn es darum geht, Theorie nachvollziehbar zu gestalten. Gerade in einem professionellen Feld wie dem der Beratung, Therapie oder Supervision ist dieses personengebundene Erfahrungswissen für den Arbeitserfolg entscheidend. Es hat darüber hinaus auch Einfluss auf die Frage, welches Begriffs- und Theoriewissen dem individuellen Beobachter als relevant und anschlussfähig erscheint.

Ich möchte hier keine wissenstheoretisch fundierte kategoriale Aufzählung sinnvoller und logisch möglicher Wissensformen anbieten – derer gibt es viele –, sondern mich auf Wissensbereiche beschränken, die ich im Zusammenhang mit meiner Fragestellung bedeutungsvoll finde. Deshalb möchte ich noch neben Theoriewissen und Praxiswissen das Positionswissen anführen, wie ich es nennen möchte. Positionswissen von individuellen und kollektiven Akteuren entsteht im Verlauf von Institutionalisierungsprozessen eines Feldes und ist eine wichtige Voraussetzung von Absicherungsstrategien in Bezug auf die eigene Stellung, Reputation oder Macht in der jeweilig relevanten Umwelt. Mit diesem Positionswissen möchte ich die politische Dimension von Lernprozessen markieren. Es kommt nicht nur in individuellem Verhalten zum Ausdruck, sondern auch in der Gründung von Vereinen, Instituten, Verbänden, Fachgesellschaften, Hochschulen usw. zwangsläufig zur Entfaltung. Es umfasst neben den individuellen Erfahrungen auch das kollektive und verteilte politische Wissen der betreffenden Systeme, welches etwa in Satzungen, Geschäftsordnungen, Richtlinien und anderen Festlegungen fixiert ist, die der Verfestigung und Abgrenzung von Identitäten dienen, aber auch die politischen Erfahrungen im Umgang untereinander und mit der relevanten Umwelt reflektieren.

Es wäre ein Irrtum zu glauben, dass sich die Entwicklung von Theoriewissen unabhängig vom Einsatz solchen Positionswissens, quasi als reine Erkenntnis, vollziehen könnte. Vielmehr ist es eine vorrangige Aufgabe von Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftssoziologie, die historischen und sozialen Kontexte, Machtverhältnisse und Zufallskonstellationen zu rekonstruieren, innerhalb derer Ideen entstehen, sich durchsetzen und verblühen. Pierre Bourdieu hat auf beispielhafte Weise in seiner empirischen Untersuchung der französischen Gegenwartssoziologie gezeigt, wie stark das Feld der französischen Soziologie von den institutionellen Machtverhältnissen

des französischen Universitätssystems geprägt ist, innerhalb dessen etwa die in der intellektuellen Öffentlichkeit bekanntesten poststrukturalistischen Theoretiker wie Foucault, Derrida und andere trotz ihres großen öffentlichen Renommées allenfalls eine marginale Position einnahmen (Bourdieu 1988). Von solchen Untersuchungen haben wir viel zu wenige. Allerdings gibt es in Bezug auf die Analyse der Machtverhältnisse im eigenen Feld ein starkes und kaum vermeidbares Thematisierungstabu, welches die Selbstbeobachtungsfähigkeit eines um wissenschaftliche Reputation bemühten Feldes massiv, wenngleich aus nachvollziehbaren Gründen, ausbremst (Burkart 2003).

Theoriewissen, Erfahrungswissen und Positionswissen hängen zwar zusammen, konstituieren sich aber in sehr verschiedenen Diskursen, die sich nicht ohne Weiteres ineinander überführen lassen noch wirklich anschlussfähig füreinander sind. Eine systemisch-konstruktivistische Theorie und Praxis, die sich selbst beim Konstruieren von Wirklichkeiten zuschauen möchte (durchaus mit dem Risiko eines Selbstbeobachtungsexzesses), tut meiner Ansicht nach daran gut, diese Wissensbereiche in ihrem Zusammenhang genauer zu beobachten. Mit dieser Unterscheidung argumentiere ich nicht nur wissenstheoretisch. Ich denke auch, dass die systemische Bewegung, die ja auch schon in die Jahre gekommen ist, nur davon profitieren kann, wenn sie von Zeit zu Zeit Gelegenheit zur Selbstreflexion schafft und nutzt. Deshalb möchte ich an dieser Stelle einige Vorstellungen formulieren, die aus meiner Sicht einige neue wissenschaftliche, praktische und politische Perspektiven für die systemische Bewegung eröffnen könnten. Diese Vorstellungen folgen keiner echten Systematik, sind subjektiv, folgen persönlichen Vorlieben und orientieren sich nicht unbedingt an den anstehenden Nahzielen unserer Politik. Dennoch glaube ich, dass wir in Bezug auf unser systemisches Selbstverständnis nicht den Fehler machen dürfen, alle Anstrengungen der ungewissen Erreichung dieser Nahziele zu opfern, sondern auch darauf achten müssen, vermeintliche Gewissheiten immer wieder in Frage zu stellen und damit neues Denken – und Lernen – zu ermöglichen.

Lernen im systemischen Kontext

Zunächst finde ich wichtig, dass wir als systemisch orientierte Wissenschaftler und Praktiker unter dem Aspekt des Theoriewissens immer wieder über den Tellerrand der eigenen Theoriebildung hinausschauen, um wahrzunehmen, was sich außerhalb ihrer eigenen Reihen tut. Nur an den Rändern ist es wirklich lebendig. Die Auseinandersetzung mit anderen Nachbardisziplinen ist so reizvoll wie notwendig, seien es Sprachwissenschaften, Cognitive Sciences, Affektforschung, Neurobiologie usw. – auch die Psychoanalyse ist in vielen Bereichen nicht mehr die, mit der wir uns früher gestritten haben. Nur in der Kenntnisnahme von und in der Auseinandersetzung mit anderen Theoriekonzepten ist theoretische Weiterentwicklung möglich. Auch von anderen können wir noch viel lernen. Burt zufolge bestehen zwischen unterschiedlichen (wissenschaftlichen, fachlichen) Netzwerken, die ihren jeweils eigenen Diskursen, Sprachspielen und Handlungsregeln folgen, zwangsläufig „strukturelle Löcher“. Die Entwicklung neuer Ideen verdankt sich zu einem guten Teil solchen Akteuren, die aufgrund ihrer Position in der Lage sind, „Brücken“ über die strukturellen Löcher zu schlagen bzw. als Ideen-Broker zu fungieren (Burt 2003).

HISTORISCHE REKONSTRUKTION SYSTEMISCHER THEORIEGESCHICHTE

Über diese Perspektivenerweiterung hinaus können wir aber auch über uns selbst noch Vieles lernen. Bislang gibt es keine überzeugende wissenschaftshistorische Rekonstruktion unseres Theoriewissens und ich möchte vorschlagen, über eine solche Forschung als empirisches Projekt systemischer Selbstreflexion nachzudenken. Es geht mir dabei nicht um eine kategoriale Herangehensweise an den Stoff im Sinne eines Hyper-Lehrbuches, welches das vorhandene Wissen systematisch gliedert, kategorisiert und hierarchisiert. Was uns fehlt, ist vielmehr eine kritische Rekonstruktion bzw. Dekonstruktion der Geschichte systemischer Theorie-Konstruktion, die nicht in

einer „naive(n) Verknüpfung von Geschichte und Systematik“ der Theoriebildung stecken bleibt (Merton 1981, S. 16). Eine solche Verknüpfung zeichnet aber die meisten der bislang vorliegenden Darstellungen der Geschichte der systemischen Theorie aus. Diese bestehen in der Regel – wie die Selbstdarstellung der Geschichte anderer Felder größtenteils auch – nur aus einer chronologischen „Sammlung kritischer Zusammenfassungen früherer Theorien, gewürzt mit den Kurzbiographien der bedeutendsten Theoretiker“ (ebd.). Das Problem solcher chronologischer Darstellung liegt darin, dass sie implizit eine vermeintliche Linearität und Zwangsläufigkeit des theoretischen Fortschritts suggeriert, die es in dieser Form nicht gibt. Darüber hinaus unterschlagen solche Darstellungen in der Regel die Bedeutung des Autors als Person mit subjektiven Präferenzen, der Autor tritt allenfalls als wissenschaftliches Medium in Erscheinung und tut gut daran, sich auch selbst als solches zu stilisieren⁴. Dies ist natürlich auch die Folge eines wissenschaftsstrategischen Selbstdarstellungszwanges, der weniger mit den Inhalten von Theorien zu tun hat als mit den Regeln, die beachtet werden müssen, damit man in der wissenschaftlichen „community“ überhaupt ernst genommen werden und sich Reputation verschaffen kann. Insofern, und das sollten wir nicht unterschätzen, unterliegt auch der Konstruktivismus ähnlichen Objektivierungsstrategien in der Publikationsöffentlichkeit wie andere Disziplinen, deren Wahrheitsanspruch er ja kritisiert (Bourdieu 1988; Burkart 2003).

Quer zu einer solchen Art immanenter Theoriegeschichte liegt die Untersuchung der sozialen und historischen Kontexte, in denen überhaupt systemische Ideen entstehen und gedeihen konnten und können. Welche theoretischen, biografischen, institutionellen oder ökonomischen Bedingungen spielen bei der Theoriekonstruktion eine Rolle? In welche Beziehungsgeflechte, Netzwerke, Freundschaften und Feindschaften waren die Produzenten von theoretischen Beiträgen eingebunden und was lässt sich daraus in ihren Arbeiten wieder finden? Welche Ideen haben sich aus welchen Gründen durchgesetzt, welche Ideen gingen verloren, ganz jenseits ihrer wissenschaftlichen Qualitäten? Welche Rollen spielen Zufallereignisse, Publikationschancen oder Publikationsverweigerungen, Förderung durch Besitzer finanziellen, sozialen und symbolischen Kapitals für die Karriere bestimmter Begriffe oder Konzepte? Auf welche Begriffe wird Bezug genommen, welche Autoren werden genannt, wer wird zitiert (und wer nicht)? Welche Rolle spielt die Karriere von wissenschaftlichen Protagonisten bei der Wahl und Bearbeitung ihrer Themen? Was ist mit epistemologischen Krisen, theoretischen Rückschlägen, Verschiebungen des Interesses? Inwieweit sind Theoriemodelle auf ihre Entwicklungslinien – und Autoren auf ihre vergangenen Werke und deren Verteidigung – festgelegt und damit in ihren Möglichkeiten eingeschränkt, noch einmal völlig gedacht zu werden bzw. neu zu denken?

Alle diese Fragen mögen aufmerksame Leser bei der Verfolgung theoretischer Entwicklungen beschäftigen, Autoren beschäftigen sie sicherlich. Dennoch finden sie aus den bereits genannten Gründen nur wenig Eingang in die Reflexion der eigenen Geschichte. Wir erschließen diese Perspektive noch am ehesten aus Biografien und Memoiren, oft aber eher unter voyeuristischen als unter theorieimmanenten Gesichtspunkten. Aus meiner Sicht wäre es lohnend, diese Fragestellungen intensiver zu verfolgen. Material steht ausreichend zur Verfügung in Form von Veröffentlichungen aller Art, Tagungsberichten und –Programmen, Interviews, Selbstzeugnisse, Videos, Protokollen, Briefen usw. Vor einigen Jahren haben beispielsweise Ludwig Reiter und Andere Versuche unternommen – etwa über die Untersuchung von Zitierhäufigkeiten in allen deutschsprachigen Fachzeitschriften – den Wandel von der Kybernetik 1. Ordnung zur Kybernetik 2. Ordnung und andere wissenschaftliche Diskurse zu rekonstruieren (Reiter 1988, 1991, 1994, 1995; Reiter, Steiner, Gotwald 1997, Steiner, Brandl-Nebehay, Reiter 2002). Diese Versuche sind meines Wissens nicht auf große Resonanz gestoßen, was nicht unbedingt für Desinteresse spricht, sondern auch ein möglicher Hinweis auf die Geltung des Selbstthematizationstabus sein könnte.

4 Als Beispiel sei Luhmanns Behauptung im Vorwort seines bahnbrechenden Buches „Soziale Systeme“ zitiert, dass sich „die Theorie, was die Begriffsfassungen und die Aussagen inhaltlich angeht, (...) wie von selbst geschrieben hat“ (Luhmann 1984, S. 14). Der Hinweis auf dieses Zitat ist dem Aufsatz von Burkart zu entnehmen (Burkart 2003).

Vielleicht muss auch erst ein institutioneller Kontext geschaffen werden, der die Suche nach Antworten auf die genannten Fragen legitimieren kann, etwa ein Arbeitskreis, ein Ausschuss oder ein Forschungsnetzwerk. Ohne eine solche – historische und institutionelle – Legitimation ist es wohl zu schwer, den Eindruck von Denunziation, Voyeurismus und Eigenpositionierung im Karriere-Interesse zu vermeiden. Wir können uns mit unserer Vergangenheit unter Forschungsgesichtspunkten nur beschäftigen, wenn sie ausreichend vergangen ist. Diese Voraussetzung trifft für die Frühzeit der systemischen Bewegung sicherlich zu. Ob eine solche Perspektive Aussichten hat oder letzten Endes aus Adressatenmangel unbeleuchtet bleibt, muss der Autopoiese des Feldes überlassen bleiben. Das ist natürlich auch eine Frage der Ressourcen, und die sind im systemischen Feld bedauerlicherweise überwiegend im Weiterbildungsbereich und anderen Kontexten der wirtschaftlichen Selbstreproduktion gebunden. Da hat es Forschung einfach schwer. Aus meiner Sicht darf aber die Notwendigkeit, Erfolgsnachweise für systemische Therapie als Verfahren zu erbringen, nicht gegen die theoretische und selbstreflexive Weiterentwicklung des Feldes ausgespielt werden.

PRAXISWISSEN UND WISSENSVERMITTLUNG

Auch im Bereich des Praxiswissens wäre zu fragen, was wir aus unseren eigenen Erfahrungen der Wissensvermittlung lernen können. Jede institutionalisierte Form der Wissensvermittlung läuft über kurz oder lang auf eine Kanonisierung des vermittelten Stoffes hinaus. Diese ist zumindest am Anfang eines Lernprozesses notwendig und erwünscht, um die aufkommende Komplexität für die Lernenden in der Auseinandersetzung mit einem neuen Feld zu bändigen. Systemisches muss deshalb erst einmal von Nicht-Systemischem unterscheidbar gemacht werden, bevor diese Unterscheidung selbst als Konstruktion rekonstruiert werden kann⁵. Zur Kanonisierung trägt außerdem bei, dass mit relativ großem Aufwand Curricula und Weiterbildungsmaterialien produziert werden, welche für die reibungslose Durchführung eines Kurses nötig sind, und die zugrunde liegenden ökonomischen Reproduktionsbedingungen dazu führen, dass einmal erstellte Videos, Arbeitsblätter usw. immer wieder erneut eingesetzt werden, solange nicht inhaltliche Neuerungen eine Überarbeitung erzwingen. Ständige Erneuerung ist unter den realen Bedingungen von Aus- und Weiterbildung nicht leicht zu haben. Insofern ist das Weiterbildungswesen im systemischen Feld wahrscheinlich konservativer als der zu vermittelnde konstruktivistische Ansatz nahe legt, zumal die Zeit der stürmischen Neuentwicklungen vorerst vorbei zu sein scheint.

Die Erfahrung der letzten Jahre haben darüber hinaus gezeigt, dass ohne eine Kanonisierung und Standardisierung der Weiterbildung im Kampf um die Anerkennung als wissenschaftlich begründetes Verfahren kein Blumentopf zu gewinnen ist. Allerdings standen bei diesen Diskussionen in der Vergangenheit immer die formalen Merkmale der Curricula im Vordergrund – Stundenzahlen, Prüfungen usw. –, nicht die inhaltlichen Gesichtspunkte.

Letzten Endes werden die vorhandenen theoretischen und konzeptuellen Unterschiede zwischen den einzelnen Weiterbildungsinstituten von diesen natürlich bemerkt, aber nicht wirklich inhaltlich diskutiert. Ihnen wird erfreulicherweise durch Einladung von Gastdozenten zumindest teilweise ein Raum eröffnet, was natürlich auch wieder zu bestimmten Netzworkebildungen (und Ausschließungen) beiträgt. Die privatwirtschaftliche Verfasstheit der Weiterbildungsinstitute, die sowohl gemeinsame als auch konkurrierende Interessen haben, setzt aber solchen inhaltlichen Diskussionen Grenzen, denn der damit verbundene Aufwand muss sich nicht nur theoretisch, sondern auch finanziell lohnen.

5 Die Kanonisierung systemischen Wissens lässt sich etwa daran feststellen, dass man in Weiterbildungskursen gefragt wird: „ist das noch systemisch?“, wenn man einen neuen Gesichtspunkt aus etwa einer Nachbardisziplin einbringen will oder wenn man im Rollenspiel oder Life-Interview einmal keine zirkuläre Frage stellt.

Dennoch wäre vorstellbar, dass systemische Weiterbildungsinstitute miteinander in einen Austausch über Curricula jenseits von Zertifizierungsdiskussionen einträten und dass die Vermittlung von Praxiswissen insgesamt dadurch profitieren könnte. Analog zum Open-Source-Konzept, der freien Verbreitung von Software im Internet, wäre denkbar, Unterlagen und Weiterbildungsmaterialien ins Netz zu stellen, evtl. mit gestaffelten Umgangsrechten oder Tauschverpflichtungen, die die Vielfalt des Angebotes und die Unterschiedlichkeit der Konstruktionen auch innerhalb der systemischen Bewegung deutlich werden ließe. Das Internet bietet auch die Möglichkeit einer Vernetzung von etablierten Lehrtherapeuten und Novizen, die der Vereinseitigung und der Ausbildung eines Spezialistentums entgegenwirken und Profilierungsmöglichkeiten für den Nachwuchs schaffen könnte.

Bei aller Unterschiedlichkeit in der individuellen Akzentuierung systemischer Theorie und Praxis möchte ich aber vermuten, dass wir wahrscheinlich nicht sehr weit in der Einschätzung auseinander liegen, was eine gute Therapie, Beratung oder Supervision ist. Dafür ist in erster Linie therapeutisches Erfahrungswissen vonnöten, weniger die Übertragung wissenschaftlicher Erkenntnisse auf die therapeutische Praxis (vgl. Buchholz 1999). Das bedeutet aber auch, dass eine brillante Theorie noch keinen automatischen Zugang zur Frage guter Praxis eröffnet. Um diese Frage zu beantworten, brauchen wir eine gute Kasuistik und genaue Fallrekonstruktionen. Davon gibt es aber viel zu wenig. Wenn wir die Falldarstellungen in systemischen Publikationen genauer untersuchen, werden wir feststellen, dass es sich zum großen Teil um bloße Illustrationen und Kurzbeispiele handelt, nur selten jedoch um empirisches Material, von dem man sich wirklich eine eigene Meinung bilden könnte. Auch wenn der Mainstream der Psychotherapieforschung auf die Instrumente objektivierender quantitativer Sozialforschung setzt, lässt sich die Frage „Was ist gute Psychotherapie?“ damit nicht beantworten. Ein Theoriemodell, das einen gelungenen Therapie- und Beratungsprozess als eine erfolgreiche Ko-Konstruktion von Wirklichkeit versteht, ist wissenschaftlich auf qualitative, prozessorientierte Studien von konkreten Situationen und Verläufen angewiesen. Ich möchte daher an dieser Stelle sehr dazu einladen, das empirische Material der eigenen therapeutischen oder beraterischen Praxis stärker als bislang zum Ausgangspunkt qualitativer Forschung zu machen.

POLITISCHE PERSPEKTIVEN

Selbstreflexion ist aber nicht nur in Hinsicht auf die eigene wissenschaftliche Orientierung und die Praxis von Therapie, Beratung und Weiterbildung angebracht, sondern auch im Hinblick auf die politischen Prozesse, innerhalb derer sich unser Feld organisiert. So wie sich unsere wissenschaftliche und professionelle Identität immer nur in konkreten historischen und sozialen Kontexten entfalten kann, so sind auch unsere politischen Erfahrungen in hohem Maße kontextgebunden. Diese Kontexte zu reflektieren ist die beste Vorsorge vor politischer Einäugigkeit. Die systemische Bewegung, die sich aus einer kreativen Außenseiterposition heraus aufgemacht hat, neue Perspektiven in die wissenschaftlichen und professionellen Diskurse einzubringen, hat in den vergangenen Jahren viele schmerzhaft Erfahrungen mit dem Positionswissen und der Positionsmacht etablierter Gesundheits- und Psychotherapiepolitik machen müssen. Gleichzeitig hat sie auch selbst organisatorische Reifungsprozesse durchlaufen und manche internen Machtkämpfe, Positionierungen und Institutionalisierungen erlebt. In Bezug auf die Frage des Lernens ist das Positionswissen ein Problemkandidat, demgegenüber eine ambivalente Haltung angebracht erscheint.

Einerseits haben wir gesehen, dass Lernkontexte geschaffen werden müssen, um die Konstruktion von Wissen zu ermöglichen. Die Beschäftigung mit der Geschichte von Wissenschaften und Professionalisierungsprozessen und ihrer Einbettung in konkrete gesellschaftliche und soziale Kontexte macht deutlich, dass es ohne entsprechendes Positionswissen und ohne Positionsmacht es ausgesprochen schwer ist, ausreichende Ressourcen an Geld, Einfluss und Reputation zu erlangen, ohne die in den Funktionssystemen der Wissenschaft und Praxis nicht viel geht. Dieser Einsicht verdankt auch die systemische Gesellschaft ihre Existenz, denn ihre politische Aufgabe besteht ja

unter anderem auch darin, solche Lernkontexte zu schaffen und abzusichern. Viele unserer Aktivitäten zielen daher darauf ab, unser Positionswissen zu vergrößern und einzusetzen, innerhalb und außerhalb unserer Bewegung. Und hier haben wir in den vergangenen Jahren sehr viel lernen müssen.

Andererseits besteht die Gefahr, dass sich aufgrund der starken Eigendynamik politischer Prozesse Positionswissen verselbstständigt und zum Eigenzweck wird. In diesen Fällen führen Organisationsbildung und Institutionalisierung zum genauen Gegenteil, nämlich zur Blockade von Lernprozessen sowie der Abschottung und Sicherung des Bestehenden. Die Fixierung auf Positionswissen und Machtstellungen, die u.a. in Bürokratisierung und Hierarchisierung von Entwicklungsprozessen zum Ausdruck kommt, führt dazu, dass Organisationen nicht (mehr) lernen können.

Als systemische Gesellschaft müssen wir also einen Balanceakt bewältigen. Es geht darum, politische Positionen zu schaffen und zu festigen, unser systemisches Selbstverständnis zu definieren und uns damit auseinandersetzen, wen wir in dieses Selbstverständnis einschließen und von wem wir uns abgrenzen wollen. Darüber hinaus müssen wir aber ebenfalls immer wieder neue Lernfelder und Lernkontexte schaffen, in denen unser Wissen und unsere bisherigen Lernerfahrungen kritisch dekonstruiert werden können, damit neue theoretische und praktische Entwicklungen möglich werden.

Ohne politische und institutionelle Rahmungen sind solche Lernfelder nicht überlebensfähig. Auch aus diesem Grund war es gut, die Systemische Gesellschaft zu gründen. Dennoch müssen wir uns klar machen, dass die politische Festlegung eines systemischen Selbstverständnisses einem völlig anderen Diskurs folgt als die theoretischen oder praktischen Entwicklungen, auf die sie sich bezieht. Darüber, wie sich systemisches Denken und Handeln zukünftig entwickeln wird, kann nicht per Mehrheitsbeschluss abgestimmt werden. Ich sehe eine gute Chance, der Gefahr von Vereinseitigung und Kanonisierung unseres Wissens zu entgehen, wenn wir bereit sind, immer wieder über uns selbst nachzudenken. Unser inhaltlicher Ansatz fordert uns dazu auf. Eine Kultur der Unterschiede kann uns dabei helfen.

Die Existenz eines zweiten Fachverbandes in Deutschland⁶, mit dem wir bei allen Unterschieden in den letzten Jahren viele gemeinsame politische Positionen entwickelt und vertreten haben, erlebe ich nicht mehr als Spaltungsphänomen im systemischen Feld, sondern vielmehr durchaus als Möglichkeit, eine solche Kultur der Unterschiede zu pflegen – in der sich unser jeweiliges Wissen wechselseitig befruchten und bereichern kann – vielleicht ja sogar mit der langfristigen Perspektive, dass wir in zehn Jahren wirklich nur noch einen Verband haben, der dann entsprechend kritisch mit sich selbst umgehen muss, um lernfähig zu bleiben.

Literatur

Bourdieu, Pierre (1988): Homo academicus. Suhrkamp, Frankfurt am Main

Buchholz, Michael B. (1999): Psychotherapie als Profession. Psychosozial Verlag, Gießen

Burkart, Günter (2003): Über den Sinn von Thematisierungstabus und die Unmöglichkeit einer soziologischen Analyse der Soziologie, download: Verfügbar über: <http://www.qualitativresearch.net/fqs-texte/2-03/2-03burkart-d.htm> [Zugriff: 14.5.03]

6 Gemeint ist die Deutsche Gesellschaft für systemische Therapie und Familientherapie (DGSF), die 2000 aus dem Zusammenschluss der Deutschen Arbeitsgemeinschaft für Familientherapie (DAF) und dem Dachverband für Familientherapie und systemisches Arbeiten (DFS) hervorging. Die DGSF und die Systemische Gesellschaft haben als Aktionsplattform zur Vertretung gemeinsamer berufspolitischer und anderer Interessen die Arbeitsgemeinschaft Systemische Therapie (AGST) gegründet.

- Burt, Ronald S. (2003): *Social Origins of Good Ideas*. Verfügbar über: <http://gsbwww.uchicago.edu/fac/ronald.burt/research/SOGI.pdf> [Zugriff: 7.6.03]
- Castells, Manuel (2001): *Das Informationszeitalter. Band I: Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft*. Leske + Budrich, Opladen
- Hondrich, Karl Otto (1998): "Zur Dialektik von Individualisierung und Rückbindung am Beispiel der Paarbeziehung". In: *Aus Politik und Zeitgeschichte (B 53/98)* S. 3-8
- Luhmann, Niklas (1984): *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Suhrkamp, Frankfurt am Main
- Merton, Robert K. (1981): *Zur Geschichte und Systematik der soziologischen Theorie*. In: Wolf Lepenies (Hrsg.): *Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin*. Bd. 1, S. 15-74. Suhrkamp, Frankfurt am Main
- Raschke, Joachim (1988): *Soziale Bewegungen. Ein historisch-systematischer Grundriß*. Campus, Frankfurt am Main
- Reiter, Ludwig (1988): *Über die Anfänge. I: Ziele und Zielkonflikte in der internationalen Arbeitsgemeinschaft für Familienforschung und Familientherapie*. In: *System Familie 1 (1)*, S. 23-32
- Reiter, Ludwig (1988): "Publikationshäufigkeiten in deutschsprachigen familientherapeutischen Zeitschriften". In: *System Familie 1 (3)*, S. 194-196
- Reiter, Ludwig (1991): "Wissenschaft als System. Über Reputation in der deutschsprachigen Familientherapie und systemischen Therapie". In: *systeme 5 (2)* S. 117-131
- Reiter, Ludwig (1994): "Wissenschaft als praxisbezogener Selektionsprozeß. Eine bibliometrische Studie". In: *Z.system.Ther. 12 (1)*, S. 13-21
- Reiter, Ludwig (1995): *Das Konzept der „Klinischen Nützlichkeit“ – Theoretische Grundlagen und Praxisbezug*. In: *Z.system.Ther. 13 (3)*: S. 193-211
- Reiter, Ludwig; Steiner, Egbert; Gotwald, Victor W. (1997): "Kontinuität und Wandel. Die Entwicklungsdynamik der deutschsprachigen Familientherapie und Systemischen Therapie aus bibliometrischer Sicht". In: *systeme 11 (2)* S. 4-20
- Schetsche, Michael (1996): *Die Karriere sozialer Probleme. Soziologische Einführung*. R. Oldenbourg, München Wien
- Simon, Fritz B. (1997): "Ent-Lernen – Einige konstruktivistische Grundlagen der Psychotherapie". In: *Familiendynamik 22 (4)*, S. 332-347
- Steiner, Egbert; Brandl-Nebhay, Andrea; Reiter, Ludwig (2002): *Die Geschichte. Von der Familientherapie zur systemischen Perspektive*. In: Michael Wirsching; Peter Scheib (Hrsg.): *Paar- und Familientherapie*. Springer, Berlin, S. 1-22.
- Tiryakian, Edward A. (1981): *Die Bedeutung von Schulen für die Entwicklung der Soziologie*. In: Wolf Lepenies (Hrsg.): *Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin*. Bd. 2, S. 31-68. Suhrkamp, Frankfurt am Main